

Maria in Kunst, Musik und Literatur

Ein musikalischer Abend inspiriert durch Texte und
Bilder von Brigitte Meßmer

**Dietrich Buxtehude
(1637-1707)**

**Magnificat Primi Toni
aus: Ausgewählte Choralbearbeitungen für die Orgel**

Herzlich willkommen –auch im Namen von Pfarrer Gruber, den Sie einmal nicht hier vorne, sondern klangvoll an der Orgel erleben dürfen- zu dieser Abendstunde mit Inspirationen durch Bilder von Brigitte Meßmer, die Musik der Orgel und vier Gedichte, die ich Ihnen näher vorstellen möchte.¹

Die Literatur über Maria füllt ganze Regale, immer wieder haben sich Dichterinnen und Dichter mit der Mutter Jesu beschäftigt, sich mit ihr auseinandergesetzt, sich an sie heran geschrieben. Manche haben in Marienlob und Marienverklärung ihre Frömmigkeit, ihre Hoffnung auf fürbittenden Beistand und die Sehnsucht nach Erlösung in Bilder der Sprache gekleidet. So sind über viele Jahrhunderte gebetsartige Anreden, Lieder, Litaneien und unzählige Gedichte entstanden, die Maria als Fürsprecherin, Trösterin und himmlische Helferin umschreiben.

Später aber finden sich durchaus auch literarische Brechungen, kritische Reflexionen und geradezu rebellische Absetzungen von Maria und auch von jener Frömmigkeit, die sie vielfach repräsentiert. Mir scheint darin eine erste Verwandtschaft mit den Bildern Brigitte Meßmers zu liegen, die wir hier sehen können. Dichterinnen und Dichter beschäftigen sich dabei mit Maria selbst, mit ihrer Rolle in der Heilsgeschichte und immer wieder mit verschiedenen Krisen, mit Wendepunkten in ihrem Leben. So entstehen lesend vor unseren Augen literarische Situationen, die uns in Stationen aus dem Leben Marias hineinziehen, die uns mit dieser Frau vertraut machen, sie uns näher bringen.

Eine erste Station: Verkündigung

¹ Mein Text verdankt viele Anregungen zwei Büchern, auf die ich hier gerne hinweisen möchte. Zumal sich beide für diejenigen eignen, die gerne weiterlesen möchten:
Kuschel, Karl-Josef (Hg.), Und Maria trat aus ihren Bildern. Literarische Texte, Freiburg 1990.
Langenhorst, Georg, Gedichte zur Bibel. Texte, Interpretationen, Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2004

Rainer Maria Rilke (1875-1926), Mariae Verkündigung

Nicht daß ein Engel eintrat (das erkenn),
erschreckte sie. Sowenig andre, wenn
ein Sonnenstrahl oder der Mond bei Nacht
in ihrem Zimmer sich zu schaffen macht,
auffahren -, pflegte sie an der Gestalt,
in der ein Engel ging, sich zu entrüsten;
sie ahnte kaum, daß dieser Aufenthalt
mühsam für Engel ist. (O wenn wir wüßten,
wie rein sie war. Hat eine Hirschkuh nicht,
die, liegend, einmal sie im Wald eräugte,
sich so in sie versehn, daß sich in ihr,
ganz ohne Paarigen, das Einhorn zeugte,
das Tier aus Licht, das reine Tier -.)
Nicht, daß er eintrat, aber daß er dicht,
der Engel, eines Jünglings Angesicht
so zu ihr neigte; daß sein Blick und der,
mit dem sie auf sah, so zusammenschlugen
als wäre draußen plötzlich alles leer
und, was Millionen schauten, trieben, trugen,
hineingedrängt in sie: nur sie und er;
Schaun und Geschautes, Aug und Augenweide
sonst nirgends als an dieser Stelle -: sieh,
dieses erschreckt. Und sie erschranken beide.

Dann sang der Engel seine Melodie.

Die Gedichte von Rainer Maria Rilke zeichnen sich durch persönliches Ringen um die lyrische Form und den literarischen Gehalt der Verse aus. Mit Zeilenverläufen, die das ungeheure Geschehen umkreisen, beschreibt er in gewagten Bildern jenes uns nicht zu verstehende Ereignis der jungfräulichen Empfängnis. Er wählt dazu bekannte Metaphern wie Licht und Reinheit, die er jedoch in ganz frischer, uns ungewohnter Weise einsetzt: ‚die, liegend, einmal sie im Wald eräugte, sich so in sie versehn, daß sich in ihr, ganz ohne Paarigen, das Einhorn zeugte, das Tier aus Licht, das reine Tier -‘. Dabei schafft er rein durch sprachliche Verbindungen, dass die Worte zu schwingen beginnen und durch die Dichtung verdeutlicht wird, welches große Spiel zwischen Gott und Mensch da seinen Anfang nimmt: ‚die, liegend, einmal sie im Wald eräugte, sich so in sie versehn‘. Die Doppeldeutigkeit des Wortes ‚versehn‘ bringt dabei zudem Brisanz in das einmalige Geschehen. Fast scheint es so, als läge hier die Grundlage für das beiderseitige Erschrecken, das beinahe körperlich spürbare Erzittern und Stammeln angesichts einer wahrhaft einmaligen Begegnung mit ungeheuren Folgen. Engel und Maria erschrecken gleichermaßen, einerseits: bin ich hier richtig oder hab ich mich ‚versehn‘, und andererseits: wer bin ich denn, dass gerade ich ausgewählt wurde, das muss ein Versehen sein... Ein Erzittern, Erschauern auf beiden Seiten, spür- und sichtbar auch in den das ganze Bild von Brigitte Meißner hindurch ziehenden Vibrationen. So werden Leser und Hörer unmerklich hineingezogen in jene stille, abgeschiedene und so dichte Situation, die am Anfang der Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen steht. Die Begegnung des Engels mit Maria wird von Rilke sprachlich umkreist und schließlich wie mit einer tastenden Lampe so ins Bild gerückt, dass nur doch die beiden und ihre einmalige Situation im Fokus bleibt:

‚Nicht, dass er eintrat, aber dass er dicht, der Engel,
eines Jünglings Angesicht so zu ihr neigte;
dass sein Blick und der, mit dem sie auf sah, so zusammenschlugen
als wäre draußen plötzlich alles leer und, was Millionen schauten, trieben, trugen,
hineingedrängt in sie: nur sie und er;
Schaun und Geschautes, Aug und Augenweide‘

Nur sie und er. Bei allem Erschrecken, Erzittern, Durchbebtwerden. Sie lassen sich ein, beide, Grundlage und Beginn des Kommens Gottes als Mensch, der Anfang himmlischer Musik auf der Erde: Nicht zufällig endet das Gedicht mit den Worten: ‚Dann sang der Engel seine Melodie.‘

Rainer Maria Rilke (1875-1926), Mariae Verkündigung

Léon Boëllmann
(1862-1897)

Prière a Notre-Dame
Aus: Suite Gothique op. 25,3

Eine zweite Station: Geburt

Der Schriftsteller Bertolt Brecht war Zeit seines Lebens ein scharfer Religionskritiker. Auf die Frage nach seinem Lieblingsbuch antwortete er allerdings: "Sie werden lachen, die Bibel." 1922 hat der junge Brecht das folgende Gedicht mit dem Titel "Maria" geschrieben: Wer nun ein provokatives Gedicht von Bertolt Brecht, dem Bürgerschreck und Lebensgenießer, erwartet, sieht sich getäuscht:

Bertolt Brecht (1898-1956), Maria

Die Nacht ihrer ersten Geburt war

Kalt gewesen. In späteren Jahren aber

Vergaß sie gänzlich

Den frost in den Kummerbalken und rauchenden Ofen

Und das Würgen der Nachgeburt gegen Morgen zu.

Aber vor allem vergaß sie die bittere Scham

Nicht allein zu sein

Die den Armen eigen ist.

Hauptsächlich deshalb

Ward es in späteren Jahren zum Fest, bei dem

Alles dabei war.

Das rohe Geschwätz der Hirten verstummte.

Später wurden aus ihnen Könige in der Geschichte.

Der Wind, der sehr kalt war

Wurde zum Engelsgesang.

Ja, von dem Loch im Dach, das den Frost einließ, blieb nur
Der Stern, der hineinsah.

Alles dies

Kam vom Gesicht ihres Sohnes, der leicht war

Gesang liebte

Arme zu sich lud

Und die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben

Und einen Stern über sich zu sehen zur Nachtzeit.

Bertolt Brecht hat sich auf die Suche gemacht nach der historischen Maria hinter den vielen Marien-Bildern. Bekannte biblische Details räumt er lässig zur Seite, aber die Hoffnung, die aus der Armut wächst, hat mit der biblischen Maria sehr viel zu tun.

Zwar distanziert sich das Gedicht durchaus von überkommenden Mariendarstellungen, doch gilt das viel eher einer fromm-verharmlosenden Marienverehrung der Tradition. Dem Menschen Maria aber und ihrem Neugeborenen nähert sich Brecht mit Zurückhaltung, Respekt und einer behutsamen Vorsicht. Bert Brechts Gedicht über Maria ist von großer Sympathie für die arme, unerschrockene Frau gezeichnet. Gegen jeden Kitsch der Weihnachtsromantik setzt er die harten Fakten eines blutigen Geschehens – und schlägt schließlich einen Bogen zu den Folgen der Wirkungsgeschichte. Das Gedicht lebt vom Kontrast von "einst" und "jetzt", von der brutalen sozialen Wirklichkeit und der späteren christlichen Idylle. Ein erster deutlicher Schwerpunkt liegt also auf den jämmerlichen Umständen, die die Geburt Jesu begleiteten: Kälte, Frost, Rauch, Kummer, Armut, die Nachgeburt, Scham, rohes Geschwätz, ein Loch im Dach. Die Geburt Jesu, ein blutig, drastisches Geschehen, von Umständen begleitet, die zum Himmel schreien: Auch Brigitte Meßmer malt das Ereignis in heftigen Tönen aus.

Was aber wurde aus diesen konkreten Umständen, die von vornherein zunächst auf alles andere als Heilsgeschichte hingedeutet hätten? Maria selbst vergaß die

jämmerlichen Details, sie ließ sie hinter sich, ließ sich auf das Geschehen ein – und verwandelte es so. Nur deshalb konnte daraus ein Fest werden, dass die Umstände umzukehren vermochte: aus Armut wurde Reichtum, aus Hirten wurden Könige, aus dem Wind ein Engelsgesang, durch das Loch im Dach lugt am Ende ein Stern. Wie all das geschehen, wie Unmögliches möglich wurde, deutet Brecht fast scheu und behutsam an: alles dies, es ‚kam vom Gesicht ihres Sohnes, der leicht war‘.

Das Gedicht wendet seine Betrachtung von Maria und der Geburt hin zu Jesus selbst und seiner Gestalt. Maria dient hier –wie in der Bibel und in der kirchlichen Tradition oftmals auch- als Hinweisende auf Jesus.

Gerade dadurch wird sie bei Brecht aber menschlich und real, so rückt sie den Lesenden ganz nah. Aus der Gottesmutter, der Himmelskönigin wird so eine Frau mit Geschichte, schlicht und ergreifend – die gerade so Heilsgeschichte möglich werden lässt. Durch ihre Bereitschaft, sich auf das blutig-unwürdige Geschehen einzulassen, nimmt sie im Grunde die Bewegung Jesu voraus, die Brecht hier also stimmig hinein zeichnet. So aber wird jene entscheidende Veränderung im Geschehen allererst möglich, ein grundlegender Wandel, den auch Brigitte Meßmer im Bild aufnimmt: Es ist, wenn auch das klagend-fast verzweifelte Geschehen im Blickfeld liegt, doch geborgen von einem kräftigen Grün und getragen von Knospen, die kraftvoll vor dem Aufblühen stehen.

Flor Peeters
(1903-1986)

Toccata, Fugue et Hymne
sur Ave Maris Stella, Op. 28

Eine dritte Station: Unterm Kreuz

Rainer Maria Rilke hat sich zeitlebens mit der Gestalt Mariens beschäftigt und dabei die unterschiedlichen Stationen ihres Lebens in den Blick genommen. Rilke war Sohn einer strenggläubigen Katholikin. Wie viele katholische Kinder seiner Zeit, Mädchen wie Jungen, trug er den Namen Maria als zweiten Taufnamen. Rilke hatte die Gestalt Marias einprägsam vor Augen, aber er ging frei um mit der biblischen Tradition und leuchtet einzelne Stationen im Leben Marias psychologisch aus. Oft durchzieht eine Spannung zwischen Maria und Jesus diese

Gedichte; sie findet ihren Höhepunkt im Zwiegespräch Marias mit ihrem toten Sohn. "Pietà" heißt dieses Gedicht – Maria hält den toten Jesus in ihrem Schoß.

Rainer Maria Rilke (1875-1926), Pietà

Jetzt wird mein Elend voll, und namenlos

erfüllt es mich. Ich starre wie des Steins

Inneres starrt.

Hart wie ich bin, weiß ich nur Eins:

Du wurdest groß -

..... und wurdest groß,

um als zu großer Schmerz

ganz über meines Herzens Fassung

hinauszustehn.

Jetzt liegst du quer durch meinen Schoß,

jetzt kann ich dich nicht mehr

gebären.

Maria ist bei Rainer Maria Rilke keine stumme Dulderin. Sie macht sich Gedanken über ihr Schicksal und ihren Körper. Sie hadert und findet Worte für die Schmerzen und Opfer, die ihr abverlangt wurden.

Das ist keine glorreiche, hoffnungsvolle Situation, sondern die gestaltete Erinnerung an die schwärzeste Stunde im Leben Mariens. Ein größerer Schmerz ist wohl nicht vorstellbar: Ihr eigener Sohn wie ein Verbrecher hingerichtet mit gebrochenem Blick in ihrem Schoß. Wir erleben die enttäuscht-verzweifelte Liebe einer Mutter mit, die vor dem brutalen Ende ihres Sohnes steht, auf den sie doch alle Hoffnung gesetzt hatte. Rilke versucht eben diesen Moment in seinem Gedicht festzuhalten. Unübersehbar sind auch hier die Signale des übergroßen Leids: Ist stärkeres Leid denkbar als dieses namenlose Leid, von dem Maria völlig erfüllt ist? Marias Herz, das doch unendlich liebend und von Freude erfüllt war, es kann den

Schmerz nun nicht mehr fassen. Jesus liegt quer zu allen Hoffnungen auf Mariens Schoß. Zugleich geht so aber ein Einschnitt mitten durch Maria hindurch. Maria folgt ihrem Sohn, obwohl er so anders ist, als sie ihn erwartete – so anders, dass sie schließlich unter seinem Kreuz vom Schmerz niedergedrückt wird und seinen Tod erleben muss. Als sie Jesus vom Kreuz holen, nimmt sie den toten Leib ihres Sohnes auf ihren Schoß. Der Gottes Sohn liegt quer zum Leib der Mutter, er liegt quer zu unseren Vorstellungen, zu unserem Leben, quer zu unseren Empfindungen. Am Ende seines Lebens ist er noch größer und unfassbarer geworden als am Anfang, zu dem sie auch schon ihr Ja gesagt hatte. Denn ihr Sohn Jesus scheint in jeder Hinsicht ‚hinauszustehn‘.

Maria bleibt nicht erspart, dass ihre Bereitschaft einen schweren Weg für sie bedeutet: Das Bild von Brigitte Meßmer zeigt diese dramatisch-hoffnungslose Situation im Leben der Gottes-Mutter als einer verzweifelten Frau sehr deutlich: Sie kauert nackt, geschoren, das Bild wirkt kalt, drastisch, fast grausam zerschunden.

Die Geschichte ist zu Ende, denn auch der letzte Satz des Gedichtes lautet: Jetzt kann ich dich nicht mehr gebären. Mit dieser wehmütigen Erinnerung an die Geburt Jesu, mit der damals die ganze Geschichte so hoffnungsvoll angefangen hatte, wird die krasse Enttäuschung nur um so deutlicher.

Doch beschreibt das Gedicht auch ganz zart eine geheimnisvolle Wende in der Geschichte, denn es *endet* eben mit dem Wort 'gebären'!

Angesichts einer Szene, die so unendlich grausam und verzweifelt erscheint, steht bei Rilke ein Wort am Ende, das zudem durch den Zeilensprung herausgerückt, wie kaum ein anderes Hoffnung und Neuanfang signalisiert: gebären.

Jehan Alain
(1911-1940)

Litanies
aus: Trois Pièces pour Grand Orgue (JA 119)

Eine letzte, vierte Station: Erkannt werden

Viele Bilder von Maria sind im Laufe von zwei Jahrtausenden Christentum entstanden – manche malen die kargen biblischen Szenen aus, manche stehen dazu in krassem Gegensatz. Kurt Marti, ein Schweizer Schriftsteller und protestantische Pfarrer, hat Maria einen ganzen Gedichtzyklus gewidmet. Darin zeichnet er eine Maria, die ratlos und verstört ist, als sie sieht, was man aus ihr gemacht hat:

*Kurt Marti (*1921)*

später viel später
blickte maria
ratlos von den altären
auf die sie
gestellt worden war

und sie glaubte
an eine verwechslung
als sie
– die vielfache mutter –
zur jungfrau
hochgelobt wurde
und sie bangte
um ihren verstand
als immer mehr leute
auf die knie fielen
vor ihr

und angst
zerpresste ihr herz
je inniger sie
– eine machtlose frau –
angefleht wurde
um hilfe und wunder

am tiefsten
verstörte sie aber
der blasphemische kniefall
von potentaten und schergen
gegen die sie doch einst
gesungen hatte voll hoffnung

Ich habe dieses Gedicht deshalb an den Schluss dieser musikalischen Gedichtlesung gestellt, weil Kurt Marti in ihm nicht nur die Wirkungsgeschichte Marias über die Jahrhunderte thematisiert, sondern auf dichterisch provokative Weise von dem Gesang Marias ausgeht, der einer der meistzitierten und für das Verständnis Marias am prägendsten gewesen ist. Marti zitiert unter der Hand jenes subversive Lied Marias, das Magnificat, in dem die Armen satt werden und die Reichen leer ausgehen, sie kennen es alle, vielleicht auch in der wunderbaren Vertonung von Johann Sebastian Bach: Magnificat anima mea Dominum: ‚Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.‘ In diesen Worten, in dieser Maria liegt eine ungebrochene, subversive Kraft, wenn dort in der Folge davon die Rede ist, dass die Mächtigen vom Thron gestoßen werden, während die Niedrigen erhöht werden, dass die Hungrigen mit Gütern von Gott bedacht werden, während die Reichen leer ausgehen sollen.

Auch das Bild von Brigitte Meßmer zeichnet Spuren von der prophetischen Kraft dieser singenden, tanzenden Maria in ihr Bild hinein, das sie mit ‚Erkannt werden‘ betitelt und dem sie die Unterzeile ‚prophetisch preisend‘ gibt. Beide Bewegungen sind also da, die auf Maria hin und ihre eigene Haltung, ihre Aktivität, mit der sie sich dem Hellen, dem Licht entgegenstreckt. Es bleibt offen, von wem sie erkannt wird, vom Engel, von Gott selbst oder gar von den Menschen.

Doch erkennen die Menschen Maria? Ist sie nicht die vielleicht meistgezeichnete, aber zugleich auch am meisten verkannte Frau in der Glaubens- und Kirchengeschichte? Auf eben die Fragen möchte Kurt Marti mit seinem Gedichtzyklus eine Antwort versuchen. Er tut dies, indem er zunächst vermeintliche Sicherheiten unterläuft, feststehende Glaubenssätze, Wahrheiten und auch Bilder, die wir uns machen, hinterfragt.

Marti selbst sagte einmal: ‚Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (ich sage mit Bedacht: Dichter!), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhanden gekommen ist.‘

Diese Erschütterung, die Verunsicherung bestehender Bilder und Sicherheiten haben wir in den Gedichten heute erlebt:

ob im Verkündigungsgedicht Rilkes, der blutig-konkreten Geburtsschilderung durch Bertolt Brecht oder in den dramatischen, existentiell erschütternden Zeilen über die Pieta. Und eben diese Verunsicherung greift Kurt Marti auf und er tut dies auf eine dichterisch-raffinierte, augenzwinkernde Weise, in dem er Maria selbst die über sie gemachten Bilder anschauen, hinterfragen und schließlich an sich selbst zweifeln lässt: ‚sie glaubte an eine Verwechslung‘. Kurt Marti reklamiert nüchtern die Sparsamkeit der biblischen Überlieferung gegen die danach folgende Verklärungsgeschichte.

"und maria trat / aus ihren bildern" / und kletterte / von ihren altären herab" – so beginnt Kurt Martis letztes Gedicht in dem Zyklus, das Maria als Rebellin gegen Männermacht und Hierarchie weiterleben und in vielen Frauen auferstehen lässt. Ein bemerkenswerter Schluss: So wie bei Brigitte Meßmer das Bild der prophetisch preisenden Maria regelrecht hineingezogen wird in einen gelben Strom voll Kraft und Wärme, dem sie sich entgegenstreckt und so zu einer wirklichen Lichtgestalt wird, so endet auch das Gedicht von Kurt Marti bei aller Kritik, bei beißendem Spott und ironischer Distanz zu all den Bildern doch nicht im Negativen. Dadurch, dass er sie von den Sockeln herunter geholt hat, wird es vielmehr erst wieder möglich, einen neuen Zugang zu Maria als Schwester im Glauben zu finden. Und dann ist es für Marti auch möglich, sein Gedicht ausklingen zu lassen mit einer deutlichen Spur von Licht und Hoffnung. Marias Geschichte, das zeigen uns die Bilder von Brigitte Meßmer und gerade auch die Dichter, ist nicht zu Ende, und die Hoffnung, die sie verkörpert, hat zu jeder Zeit ihre eigene Gestalt. Maria: Schlicht und ergreifend: Eine Frau im Geheimnis ihrer Glaubensgeschichte. Und eben so bis heute zu besingen, auszumalen und zu beschreiben.

Anton Gruber
(*1966)

Improvisation über das Marienlied
“Maria breit den Mantel aus”

Dirk Steinfort, Oktober 2011